

**Rezension zu: Thomas Ganschow, Krieg in der Antike (2007)**

Dominik Maschek

Das in der von KAI BRODERSEN, UWE A. OSTER, THOMAS SCHARFF und UTE SCHNEIDER herausgegebenen Reihe „Geschichte erzählt“ erschienene Werk erhebt bereits in der Einleitung (7-8) keinen geringen Anspruch: Einerseits will THOMAS GANSCHOW (fortan: G.) mit Blick auf verschiedene Aspekte kriegerischer Auseinandersetzungen in die Welt der Antike einführen. Zum anderen geht es ihm darum, „den Leser mit der Kriegspropaganda vergangener Zeiten vertraut [zu] machen und zum Nachdenken an[z]uregen, ob uns das Feindbild, das die Griechen und Römer von ihren Gegnern entwarfen, nicht irgendwie vertraut vorkommt“ (8). Dieses Ziel versucht G. in vier nur lose miteinander vernetzten thematischen Blöcken (10-48: „Feindbilder“; 50-106: „Vom mythischen Helden zur Berufarmee“; 108-126: „Götter und Gesetze“; 128-153: „Der Preis des Krieges“) zu erreichen. Dabei richtet er sich, ganz offensichtlich auch den Zielvorstellungen der Gesamtreihe verpflichtet, an einen weiteren Kreis allgemein geschichtsinteressierter Leser. Da G. im Zuge seiner Darstellung jedoch naturgemäß auch aktuelle Fragestellungen der antiken Militär- und Kulturgeschichte sowie der bildwissenschaftlich orientierten Klassischen Archäologie berührt, soll sein ambitioniertes Projekt hier im Detail gewürdigt werden.

Im ersten Kapitel geht es G. darum, die „Feindbilder“ antiker Gesellschaften herauszuarbeiten. Dies geschieht unter der Prämisse: „Ein Krieg braucht einen Anlass, scheint er auch noch so weit hergeholt. Dazu gehört, dass der Feind etwas verkörpert, das man selbst als Bedrohung ansieht.“ (9) Bereits dieses Diktum könnte hier in Frage gestellt werden, da aus der Geschichte bewaffneter Konflikte durchaus eine große Zahl an Szenarien bekannt ist, deren Anlass keineswegs auf eine konkrete Bedrohung durch einen wie auch immer gearteten Feind zurückzuführen ist<sup>1</sup>. Dennoch spitzt G. in Folge die Kriegssituation auf den Antagonismus „Bedrohung – Reaktion“ zu, eine Reduktion, die viele der von ihm eigentlich angestrebten kulturhistorischen Erkenntnisse von Anfang an verunmöglicht. Ausgehend von der *Theogonie* des Hesiod entwickelt er in geraffter Form (10-14) das archetypische mythologische Kampffpanorama der Griechen, nämlich den Konflikt zwischen Göttern bzw. Heroen und ihren Gegnern. Dabei scheint ihm die Aussage besonders wichtig: „Alle mythischen Gegner der Griechen und ihrer Götter [...] haben eines gemeinsam: Sie sind ‚anders‘ [...]. Und: sie bedrohen die Zivilisation, sind ‚Feinde‘ von Recht und Ordnung. Was liegt näher, als auch die realen Feinde in dieses ‚Raster‘ einzuordnen?“ (13-14) Dass im Kern dieser pauschal formulierten Einschätzung ein Phänomen liegt, das durchaus einem starken kulturellen Wandel unterworfen sein kann, bezeugt die archäologisch-bildwissenschaftliche Forschung des letzten Jahrzehnts. So zeigte TONIO HÖLSCHER am Beispiel des griechischen Orpheus-Bildes, dass der Sänger in

---

<sup>1</sup> Es sei hier bloß exemplarisch auf die stark ritualisierte Kriegführung der Azteken verwiesen, deren Ziel nicht in der Abwendung einer Bedrohung, sondern in der Gefangennahme möglichst vieler Gegner lag, s. etwa J. Moriarty, *Ritual Combat. A Comparison of the Aztec „War of Flowers“ and the Medieval „Mêlée“*, Miscellaneous Series 9, Museum of Anthropology, Colorado State University (1969); I. Clendinnen, *Aztecs* (1991) 81 ff. 116; J. Keegan, *A History of Warfare* (1993) 106 ff.; K. Hakami, in: Th. Kolnberger – I. Steffelbauer – G. Weigl (Hrsg.), *Krieg und Akkulturation* (2004) 153 ff. Weitere Beispiele für *a priori* „bedrohungslose“ Kriegsszenarien bieten die ideologisch-religiös motivierte arabische Expansion ab dem 7. Jh., der erste Kreuzzug 1095-1099, ein Großteil der zwischen italienischen Stadtstaaten seit dem 14. Jh. ausgetragenen Mikrokonflikte oder auch der amerikanische Sezessionskrieg.

den ersten Jahrzehnten des 5. Jhs. als griechisch-apolinischer Charakter dargestellt wird, den die thrakischen, barbarischen Weiber zu Tode prügeln, der also sozusagen den barbarischen „Feinden“ unterliegt. Das „Fremde“ wird in dieser Darstellungskonvention tatsächlich als Bedrohung empfunden und griechisches Überlegenheitsbewusstsein, wenn auch nur kulturell, nicht physisch, manifestiert. Diese Darstellung wandelt sich zur Zeit des Peloponnesischen Krieges deutlich. Orpheus wird nun selbst in einen Thraker, einen Fremden verwandelt. Diese Veränderung der Darstellungskonventionen brachte HÖLSCHER mit der Utopie vom glücklichen Orient in Verbindung<sup>2</sup>. Auch die allgemeine Veränderung der kulturellen und politischen Konstellation zwischen einzelnen griechischen Stadtstaaten und dem Perserreich dürfte eine Rolle gespielt haben. Andere Ansätze innerhalb der Klassischen Archäologie betonten die zeitgebundene Abhängigkeit der bildlichen und literarischen Gegenwelten von grundlegenden Mechanismen sozialer Konstruktion, die den Diskurs durch Bilder in starke Abhängigkeit von kulturellen und gesellschaftlichen Prozessen und Strukturen setzt<sup>3</sup>. Bildwissenschaftlich orientierte Untersuchungen, wie etwa die Arbeiten von LUCA GIULIANI<sup>4</sup>, lassen darüber hinaus die in paradoxer Weise verbindende Differenz zwischen solcherart geschaffenen Darstellungen und den sie konstituierenden historischen Bedingungen in den Vordergrund treten. Der Forschung steht also ein gutes und erprobtes methodisches Instrumentarium zur Verfügung, um Phänomene wie „Feindbilder“ und „Propaganda“ eingehend zu analysieren. Ergebnis einer solchen Analyse kann nur ein über Zeit und Raum hinweg differenziertes Bild ideologischer Konfliktsituationen sein. Die von G. eingangs aus der Mythologie entwickelte, stark vereinfachte Situation „Zivilisation versus Feind“ ist hingegen als Ausgangspunkt für eine Geschichte antiker Kriegsführung denkbar ungeeignet. Sie wird weder den historischen Gegebenheiten gerecht, die zur Entwicklung der griechischen Phalanxtaktik im Sinne eines regelrechten „Western Way of War“<sup>5</sup> führten, noch kann sie eine ausreichende Erklärung für den aggressiv-militärischen Horizont der römischen Republik bieten<sup>6</sup>.

Der mythologischen Einleitung folgt ein Exkurs über das griechisch-römische Barbarenbild (16-24). G. befasst sich vor allem mit ausgewählten literarischen Zeugnissen, die einen Überblick über geographisch-historische Lehrmeinungen griechischer und römischer Autoren geben sollen. Dabei spannt er den Bogen vom aristotelischen Diktum zur Abhängigkeit der einzelnen Völker von klimatischen Umständen (17) bis hin zur moralisierenden *Germania* des Tacitus (23-24). Das gebotene Spektrum wirkt dennoch vor allem nach dem Gesichtspunkt der Beliebigkeit

<sup>2</sup> s. T. Hölscher, *Bilderwelt, Formensystem, Lebenskultur*, StudFilClass 10, 1, 1992, 473 ff.

<sup>3</sup> Vgl. zu Fragen der sozialen Konstruktion von Feindbildern und Selbstdarstellung im antiken Griechenland etwa H. van Wees, in: N. Fisher – H. van Wees (Hrsg.), *Archaic Greece: New Approaches and New Evidence* (1998) 333 ff.; M. Shanks, *Art and the Early Greek State. An Interpretive Archaeology* (1999) 109 ff. 125 ff. 141 ff. 145 ff. 201 ff.; R. von den Hoff, in: R. von den Hoff – St. Schmidt (Hrsg.), *Konstruktionen von Wirklichkeit. Bilder im Griechenland des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr.* (2001) 73 ff.; E. Flaig, in: *Die griechische Klassik. Idee oder Wirklichkeit. Eine Ausstellung im Martin-Gropius-Bau, Berlin 1. März - 2. Juni 2002 und in der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 5. Juli - 6. Oktober 2002* (2002) 173 ff.; A. Stähli, in: G. Fischer – S. Moraw (Hrsg.), *Die andere Seite der Klassik. Gewalt im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. Kolloquium Bonn 11. - 13. Juli 2002* (2005) 21 ff. 33 ff.; S. Muth, ebenda 185 ff.

<sup>4</sup> s. hier v. a. L. Giuliani, *Bild und Mythos. Geschichte der Bilderzählung in der griechischen Kunst* (2003) 62 ff. 67 ff. 203 ff. 220 ff.

<sup>5</sup> V. D. Hanson, *The Western Way of War. Infantry Battle in Classical Greece* (1989).

<sup>6</sup> Eine weitaus überzeugendere Analyse der mannigfaltigen Ursachen und Anlässe antiker Kriege bietet H. van Wees, *Greek Warfare. Myths and Realities* (2004) 19 ff.

arrangiert, was der Stringenz der Argumentation in hohem Maße abträglich ist. Daran ändert auch der anschließende Abschnitt („Berührungsängste: Kontakte zu fremden Völkern“, 25-30) nichts. Hier will G. vor allem herausstreichen, dass der Kontakt zwischen Griechen und Römern mit den so genannten Barbaren überaus beschränkt war (25-27), was seines Erachtens eine wesentliche Grundbedingung für die Etablierung eines „erfolgreichen Feindbildes“ (25) darstellte. Dabei wird übersehen, dass die Griechen (wie auch die Römer bis zu den Punischen Kriegen) die proportional größte Anzahl ihrer Konflikte mit benachbarten Gruppen austrugen, die zu einem guten Teil ähnliche kulturelle Eigenheiten besaßen, wenn nicht sogar demselben kulturellen Großraum angehörten. Die römischen Expansionsbestrebungen im Mittelmeerraum galten außerdem in erster Linie einem Gebiet, das spätestens seit dem Alexanderzug als politisch wie ethnisch klar definiert und allgemein bekannt vorausgesetzt werden darf. Dieser Umstand wird von G. zwar eingeräumt (26-27), jedoch unter Hinweis auf die allgegenwärtige „Vermischung von Wahrheit und Fiktion“ (27), die er offenbar als Grundkonstante antiker Mentalität ansieht, in seiner Bedeutung heruntergespielt. Seiner Meinung nach hatte „die breite Bevölkerung an diesem hohen Wissensstand keinen Anteil“ (27). Dementsprechend „konnte kaum jemand die Schreckensbilder, die in der politischen Propaganda vom Feind gemalt wurden, widerlegen“ (30). Hier stellt sich die Frage, ob etwa die römische Bildpropaganda, in der Feinde grundsätzlich als unterlegen bzw. unterwürfig dargestellt wurden, als „Schreckensbild“ zu verstehen sein sollte, und in welcher Hinsicht es für den römischen Betrachter des unterworfenen Gegners überhaupt erstrebenswert oder sinnvoll gewesen wäre, solche Bilder zu „widerlegen“.

Dem Thema „Propaganda“ ist denn auch der nächste Abschnitt des ersten Kapitels gewidmet (31-40). Als die zwei wesentlichen Medien für die Vermittlung propagandistischer Absichten in antiken Gesellschaften nennt G. zurecht die öffentliche Rede und die bildliche Darstellung (31). Den Beginn „politischer“ Propaganda will er (32) in die Zeit der Perserkriege setzen. Diese Zäsur scheint freilich etwas willkürlich und folgt wohl eher der größeren Verfügbarkeit literarischer Quellen, mit deren Hilfe die Bildzeugnisse jener Zeit einer dichterem Auswertung zugeführt werden können. Diese Unausgewogenheit wird von G. durch den Vergleich zwischen der intendierten Wirkung des Parthenon und jener der ionischen Tempel des 6. Jhs. v. Chr. in das richtige Verhältnis gerückt (32). Die folgenden Überlegungen zur Bildpropaganda der griechischen Klassik, des Hellenismus und der römischen Kaiserzeit (33-36) sind knapp gehalten, treffen jedoch aufgrund gut ausgewählter Beispiele den Kern des Phänomens. Ein Exkurs zur Propaganda auf römischen Münzen (37-40) ist hier zwar thematisch passend angeschlossen, wirkt allerdings aufgrund seiner überproportionalen Länge übermäßig dominant und unterbricht den Fluss der im Grunde eingängigen Schilderung. Alles in allem wird aus G.s eigenen Ausführungen deutlich, dass die von ihm versuchte Trennung zwischen „Wahrheit und Fiktion“ in der tatsächlichen Perzeption von Feindbildern durch den antiken Rezipienten nicht wichtig gewesen sein kann. Die kulturelle Konstruktion und Wahrnehmung eines Konfliktes sowie der darin verwickelten Parteien sind Faktoren, die auf der ihnen eigenen Ebene analysiert werden sollten. Eine Betrachtung, die sozusagen „von außen“ hinter solchen Prozessen die bewusste Maskierung oder Überlagerung einer im Wesen andersartigen historischen Wahrheit erkennen will, muss zwangsläufig auch an der Außenseite der jeweiligen Kultur verbleiben.

Im folgenden (40-48) beschäftigt sich G. mit der Frage „Integration oder Assimilation?“, wobei es ihm in erster Linie um kulturelle Synergien bzw. Differenzen zwischen Eroberern und den von ihnen unterworfenen Völkern geht. Äußerst komplexe und in den Altertumswissenschaften in den letzten zehn Jahren besonders intensiv diskutierte kulturgeschichtliche Phänomene wie Akkulturation, Kulturkontakt oder Resistenz werden dabei auf ein Minimum reduziert<sup>7</sup>. Breiten Raum gewährt G. (42-48) hingegen einer überaus eindimensionalen Beschreibung des römischen Heeres als „Kulturbringer“<sup>8</sup> und entfernt sich damit weit von der eigentlichen Intention des ersten Kapitels, in dem laut seiner eigenen Definition antike „Feindbilder“ und die Konstruktion von Bedrohungsszenarien hätten abgehandelt werden sollen.

Hinterlässt also bereits das erste Kapitel einen unbefriedigenden Eindruck thematischer Uneinheitlichkeit und Unvollständigkeit, argumentativer Oberflächlichkeit und großer Beliebigkeit in der Auswahl historischer Beispiele, gepaart mit scheinbar willkürlich eingestreuten antiken Zitaten, so muss der folgende, dem eigentlichen Kriegshandwerk gewidmete Abschnitt „Vom mythischen Helden zur Berufarmee“ (108-126) leider als völlige Verfehlung der von G. im Vorwort geäußerten Absichten bezeichnet werden. Seine *tour de force* durch die antike Kriegsgeschichte berührt lediglich einige Kernprobleme an der Oberfläche, lässt vieles unberücksichtigt und mutet letzten Endes als von Kultur- wie auch Ereignisgeschichte völlig isoliert und somit sinnentkleidet an. Da der gebotene Raum der Rezension einen Punkt für Punkt vorgenommenen Kommentar dieses Kapitels nicht erlaubt, sollen in Folge nur einige ausgewählte, m. E. besonders auffällige Mängel diskutiert werden.

In seiner Darstellung des Beginns griechischer Kriegsführung greift G. auf Homers „Ilias“ zurück (50-55), die er scheinbar als unanfechtbare Hauptquelle für Kampfweise und Kampfdynamik des 12. bis 7. Jhs. v. Chr. verstanden wissen will. Dieser fundamentale Irrtum führt zu absurden Analogieschlüssen: So vergleicht G. die „Kriegervase“ aus Mykene mit der archaischen Chigi-Kanne und wertet die seiner Meinung nach „nahezu identisch[e]“ Bewaffnung als Indiz dafür, dass „die Krieger, die Homer in seinen Erzählungen vor Augen hat, [...] so aus[sahen] wie die Schwerebewaffneten auf den beiden Vasen.“ (52 f.). G.s Argumentation hält sich hier rein auf der antiquarischen Ebene, ohne jedoch kulturelle Aspekte des Krieges zu berücksichtigen. Ebenso bedenklich ist sein allzu häufiges Rekurrenieren auf die homerischen Texte zur Rekonstruktion der Kampfweise im Troianischen Krieg. Abgesehen von den chronologischen Problemen muss davon ausgegangen werden, dass sich die Kriegsführung im 13. Jh. v. Chr. stark von jener zu Lebzeiten Homers

---

<sup>7</sup> Vgl. hierzu etwa Ch. Gosden (Hrsg.), *Culture Contact and Colonialism*. *World Archaeology* 28,3 (1997); O. Stoll, *Zwischen Integration und Abgrenzung: Die Religion des römischen Heeres im Nahen Osten*. *Studien zum Verhältnis von Armee und Zivilbevölkerung im römischen Syrien und den Nachbargebieten*, *Mainzer Althistorische Studien* 3 (2001); M. Millet, *The Romanization of Britain. An Essay in Archaeological Interpretation*<sup>2</sup> (2002); Ch. Berns – H. v. Hesberg – L. Vandeput – M. Waelkens (Hrsg.), *Patris und Imperium. Kulturelle und politische Identität in den Städten der römischen Provinzen Kleinasiens in der frühen Kaiserzeit*. *Kolloquium Köln*, November 1998, *BABesch Suppl.* 8 (2002); P. Noelke (Hrsg.), *Romanisation and Resistenz in Plastik, Architektur und Inschriften der Provinzen des Imperium Romanum*. *Neue Funde und Forschungen* (2003); K. Ehling – D. Pohl – M. H. Sayar (Hrsg.), *Kulturbegegnung in einem Brückenland*. *Gottheiten und Kulte als Indikatoren von Akkulturationsprozessen im Ebenen Kilikien*, *Asia Minor Studien* 53 (2004); A. Schmidt-Colinet (Hrsg.), *Lokale Identitäten in Randgebieten des Römischen Reiches*. *Akten des internationalen Symposiums in Wiener Neustadt 2003*, *Wiener Forschungen zur Archäologie* 7 (2004).

<sup>8</sup> Dazu vgl. differenzierend den exzellenten Sammelband H. v. Hesberg (Hrsg.), *Das Militär als Kulturträger in römischer Zeit* (1999).

unterschieden hat. Nicht nur die jüngere Forschung zu kriegerischen Auseinandersetzungen der ägäischen Bronzezeit<sup>9</sup>, sondern auch die neueren archäologischen Erkenntnisse zu den historischen Rahmenbedingungen des Trojanischen Krieges werden von G. in unverantwortlicher Weise ignoriert. Doch auch den Entwicklungen der Folgezeit wird seine Darstellung in keinem Fall gerecht. In einer Randbemerkung (54) widmet sich G. den Szenen der Chigi-Kanne und konstatiert: „Der Vasenmaler wollte mit den geschulterten Speeren eine zweite, hintere Reihe von Kriegerern andeuten.“ Dies ist nun keineswegs ein Detailproblem, sondern führt weit in die Diskussion um die so genannte Proto-Phalanx, wobei G.s Feststellung als schlichtweg falsch bezeichnet werden muss. Erst jüngst gelang nämlich HANS VAN WEES der überzeugende Nachweis, dass die Darstellung der Chigi-Kanne keine geschlossene Formation im Sinne einer entwickelten Phalanx, sondern vielmehr eine gemischte Truppe aus mit jeweils zwei Wurfspeeren bewaffneten Hoplitern zeigt<sup>10</sup>. Damit befindet sich die Debatte, wann die geschlossene Phalanxtaktik in Griechenland entstanden ist, weiterhin in äußerst anregender Weise im Fluss.

G.s Schilderung der archaischen und klassischen Phalanxschlacht (56-61), eines der in Bezug auf seine physischen, psychischen, taktischen und allgemein sozialgeschichtlichen Aspekte komplexesten militärischen Szenarien des Altertums, erschöpft sich in der abstrakten Bemerkung: „Jeder war ein Teil des Ganzen, und nur im Ganzen konnte die Armee siegreich sein“ (56-57). In Folge wird dem Einsatz der Phalanx gegen die „Barbaren“ (Perser) mehr Platz eingeräumt als den seit dem 7. und 6. Jh. v. Chr. endemischen und für die charakteristische Kampfweise konstituierenden innergriechischen Konfliktsituationen<sup>11</sup>. Auf diese Weise entsteht das irriige Bild, die Phalanxtaktik sei als „Wunderwaffe“ gegen einen auswärtigen Feind entwickelt worden. Die Tatsache, dass gerade mit den Perserkriegen der klassische Einsatz und die soziokulturellen Konventionen der Phalanx in den Sog irreversibler Entwicklungen gerieten, bleibt unerwähnt. Phänomene wie die zunehmende Brutalisierung der zwischen einzelnen Poleis bzw. Bündnissystemen (und auch innerhalb dieser) geführten Kriege im Laufe des 5. Jhs. v. Chr., hier vor allem im Peloponnesischen Krieg, sowie die strategischen und operativen Ergänzungen zur ritualisierten Phalanxtaktik (z. B. Kleinkriege, Hinterhalte, saisonale Feldzüge unter Vernichtung feindlicher Ressourcen, Zermürbungskrieg, strategische Befestigungen) finden ebenfalls keine Berücksichtigung. Auf diese Weise gelingt es G. weder, ein schlüssiges Panorama der griechischen Kriegführung in Bezug auf die Komplexität und Vielschichtigkeit ihrer Mittel und Methoden, noch eine adäquate Analyse ihrer kulturellen Genese und Entwicklung zu zeichnen. Zwei viel zu kurze Abschnitte über die makedonische Phalanx (61-63) und „andere Truppengattungen“ (64-66) haben ebenfalls unter diesem eminenten Qualitätsdefizit zu leiden und verbleiben als randständige Kuriosa.

G.s zusammenfassende Darstellung der „Seekriege bei den Griechen“ (67-73) verzichtet darauf, allgemeine ökonomische und soziale Basisüberlegungen für das Aufkommen organisierter Seestreitkräfte anzustellen. Das Fehlen einer solch vernetzten Sichtweise führt dazu, dass G. in anekdotischer Weise vor allem die

---

<sup>9</sup> s. u. a. R. Laffineur (Hrsg.), *Polemos. Le contexte guerrier en Égée à l'âge du bronze*. Actes de la 7e Rencontre égéenne internationale, Université de Liège, 14 - 17 avril 1998, *Aegaeum* 19 (1999); M. Müller, in: R. Aslan – S. Blum u.a. (Hrsg.), *Mauerschau. Festschrift M. Korfmann III* (2002) 1221 ff.

<sup>10</sup> H. van Wees, in: H. van Wees (Hrsg.), *War and Violence in Ancient Greece* (2000) 134 ff.

<sup>11</sup> s. hierzu nur V. D. Hanson, *The Wars of the Ancient Greeks* (1999) 47 ff.

Schlacht von Salamis (68-72) behandelt. Dies wiederum geschieht ohne Hinweis auf das größere historische und kulturelle Panorama der Perserkriege. Stattdessen befasst sich G. hingebungsvoll damit, über die Größe der zum Einsatz gebrachten Schiffe zu rasonieren (71). Der attisch-delische Seebund und vor allem der in Bezug auf die Seekriegführung so wichtige Peloponnesische Krieg werden im Anschluss mehr als peripher auf nicht einmal einer ganzen Seite abgehandelt (72). Ein noch kürzerer Appendix gilt dem hellenistischen Flottenwesen (73). Gerade in Bezug auf diesen in jeder Hinsicht unbefriedigenden Abschnitt zum griechischen Seekrieg sei also jedem Leser geraten, auf bewährte Literatur zurückzugreifen<sup>12</sup>.

Im Gegensatz zu den Abschnitten über die Kriege der griechischen Antike erweist sich der in Folge gebotene Überblick über die Entwicklung des römischen Heerwesens (74-80) zum größten Teil als in den Grundzügen solider und fundierter erarbeitet. Großen Raum widmet G. der Musterung (77-79), den Dienstzeiten (76-77), der Disziplin und den Auszeichnungen (79-80). Nicht berührt werden jedoch Kernfragen nach der Bestimmung der gemusterten und eingezogenen Bürgersoldaten als kämpfendes Menschenmaterial, nach der gesellschaftspolitischen Implikation des Wehrdienstes oder dem Sinn strenger Disziplinierungen und großzügiger Belohnungen in Hinblick auf die beabsichtigte psychologische Wirkung in Extremsituationen. Somit bewegt sich G.s Darstellung des römischen Heerwesens konsequent außerhalb der im strengen Sinne kriegerischen Sphäre. Die Armee der Republik wird auf ihr gruppenspezifisches Skelett reduziert, das Individuum jedoch fast völlig ausgeblendet; statt der Beschreibung von Vormarsch, Gefecht, Massaker und Tod bietet G. Musterung, Dienstzeiten, Bestrafungen und Auszeichnungen. Diesen Grundtenor behält er auch im Abschnitt zum stehenden Heer der Kaiserzeit bei, wo anhand von Verteilung (82-85), Organisation und Lagerleben der Legionen (85-90) in erster Linie eine weitgehend anonymisierte „Kriegsmaschinerie“ (81) dargestellt werden soll. Die militärpolitischen Entwicklungen des späteren 2. Jhs. sowie des 3. Jhs. n. Chr. werden ausgeklammert, und auch der für die gesamte europäische Geschichte so wichtige Transformationsprozess des spätantiken römischen Heeres bleibt unerwähnt. Stattdessen folgt eine Würdigung des römischen Flottenwesens (91-94), die sich bezüglich ihres anekdotischen Fremdkörpercharakters dem Passus zur griechischen Seekriegsgeschichte nahtlos zur Seite gesellt. Ohne jegliche organische Verbindung zum bereits abgeschlossenen Erzählstrang wird schließlich ein Exkurs über die Veteranenproblematik der späten Republik eingeschoben (95-100), der sowohl zu lang ausfällt, als auch eindeutig an den falschen Platz geraten ist.

Im folgenden Abschnitt über Belagerungen (100-108) widmet G. (103-104) die ausführlichste Beschreibung der spartanischen Kampagne gegen Plataiai 429-427 v. Chr., eine eigenwillige Wahl, markiert dieses Ereignis doch einen der historischen Anfangspunkte festlandgriechischer Belagerungstechnik, der keinesfalls paradigmatisch zu sehen ist. Die von Thukydides (2, 75-78) ausführlich geschilderten Vorgänge belegen eindrucksvoll, vor welche enormen organisatorischen und logistischen Schwierigkeiten die Eroberung einer kleineren boiotischen Polis das für eine Belagerung materiell wie ideologisch nur ungenügend ausgestattete spartanische Feldheer stellte<sup>13</sup>. Das ausgefeilte Belagerungswesen, das in Griechenland ab der Mitte des 4. Jhs. v. Chr. einsetzte und sowohl fortifikatorisch als auch technologisch

<sup>12</sup> s. etwa L. Casson, *Ships and Seamanship in the Ancient World* (1971); Ch. G. Starr, *The Influence of Seapower on Ancient History* (1989); J. S. Morrison, *Greek and Roman Oared Warships* (1996).

<sup>13</sup> Vgl. H. van Wees, *Greek Warfare. Myths and Realities* (2004) 140 ff.

zu umwälzenden Entwicklungen führte, wird von G. hingegen bloß am Rande erwähnt (104-105). Die Belagerungen der römischen Zeit fasst er schließlich auf nicht einmal einer ganzen Seite zusammen (105-106).

Abgesehen von diesen teilweise extremen Reduktionen, die den historiographischen Wert des zweiten und eigentlichen Kernkapitels des Buches erheblich vermindern, ist jedoch auf ein weiteres wesentliches Defizit hinzuweisen. Schon JOHN KEEGAN HAT in Bezug auf den basalen kulturellen Aspekt des Krieges auf den merkwürdigen Umstand hingewiesen, dass in vielen Werken zur Militärgeschichte die Schilderung der praktischen Anwendung von Waffen gegenüber einer äußerst distanzierten antiquarischen Grundhaltung zurücktritt<sup>14</sup>. Auch G. verzichtet in seiner Beschreibung antiker Kriegführung völlig auf eine Darstellung der grundlegenden Konfliktsituationen, nämlich der Waffenwirkung auf dem Schlachtfeld und der physischen und psychischen Effekte in der Antike denkbarer militärischen Szenarien (i. e. Feldschlacht, Scharmützel, Hinterhalt etc.). Nur peripher wird für diese Kampfsituationen der Einsatz bestimmter Waffentypen gestreift (etwa 52-53; 56; 61-62; 103-104). In der jüngeren angloamerikanischen Militärgeschichte besonders beachtete Aspekte, die unter Begriffen wie „the face of battle“ oder „battlefield experience“ zusammengefasst werden können, scheinen für G. in Bezug auf seine Darstellung antiker Kriegführung keine Relevanz zu besitzen<sup>15</sup>.

Es ist nicht Aufgabe des Rezensenten, dieser merkwürdig aseptischen Haltung gegenüber Kampf, Gewalt, Tod und Leid auf den Grund zu gehen. Dennoch muss sie als eine der großen Schwächen des Buches verzeichnet werden, erlaubt doch gerade die Analyse bestimmter Kampfweisen und Bedrohungsszenarien für Individuum und Gruppe im zeitlich klar definierten, sozusagen auf dramatische Weise fokussierten historischen Augenblick des Kampfes aufschlussreiche Hinweise auf allgemeine soziale Konventionen, die sich einer rein antiquarisch-philologischen Analyse entziehen. Vor allem in den letzten zwei Jahrzehnten sind diesbezüglich für die Militärgeschichte der griechisch-römischen Antike fundamentale Beiträge erschienen, deren Berücksichtigung nicht nur der Bibliographie, sondern auch dem Text gut getan hätte<sup>16</sup>. Mehrere Monographien und Sammelwerke, auf die G. verweist, bieten darüber hinaus wichtige Analysen antiker Kampfsituationen, wurden

---

<sup>14</sup> s. J. Keegan, *A History of Warfare* (1993) 90 f.; vgl. dazu ders., Introduction, in: V. D. Hanson, *The Western Way of War. Infantry Battle in Classical Greece* (1989) x-xi.

<sup>15</sup> Vgl. hierzu nur die epochale Darstellung von J. Keegan, *The Face of Battle* (1976).

<sup>16</sup> Hier seien nur jene Beiträge genannt, die in G.s Literaturverzeichnis fehlen: N. G. L. Hammond, *Training in the Use of a Sarissa and its Effect in Battle*, *Antichthon* 14, 1980, 53 ff.; V. D. Hanson, *Warfare and Agriculture in Classical Greece* (1981); P. Krentz, *Casualties in Hoplite Battles*, *GRBS* 26, 1985, 13 ff.; N. G. L. Hammond, *Casualties and Reinforcements of Citizen Soldiers in Greece and Macedonia*, *JHS* 109, 1989, 56 ff.; Chr. Meier, *HZ* 251, 1990, 555 ff.; J. Rich – G. Shipley (Hrsg.), *Warfare and Society in the Greek World* (1993); P. McKechnie, *Greek Mercenary Troops and their Equipment*, *Historia* 43, 1994, 297 ff.; S. Geroulanos – R. Bridler, *Trauma. Wund-Entstehung und Wund-Pflege im antiken Griechenland* (1994); W. Burkert, in: H. v. Stietencorn – J. Rüpke (Hrsg.), *Töten im Krieg* (1995) 179 ff.; V. D. Hanson, *The Wars of the Ancient Greeks* (1999); Ph. Sabin, *The Face of Roman Battle*, *JRS* 90, 2000, 1 ff.; H. van Wees (Hrsg.), *War and Violence in Ancient Greece* (2000); A. Konecny, *Katekopsen ten moran Iphikrates. Das Gefecht bei Lechaion im Frühsommer 390 v. Chr.*, *Chiron* 31, 2001, 79 ff. bes. 108 ff.; P. Krentz, *Fighting by the Rules. The Invention of the Hoplite Agôn*, *Hesperia* 71, 2002, 23 ff.; V. D. Hanson, *Ripples of Battle* (2004); H. van Wees, *Greek Warfare. Myths and Realities* (2004) bes. 115 ff. 131 ff.; V. D. Hanson, *A War like no Other* (2005).

in Hinblick auf dieses Informationspotential bedauerlicherweise jedoch nur sehr oberflächlich ausgewertet<sup>17</sup>.

Das knapp gehaltene dritte Kapitel „Götter und Gesetze“ (108-126) behandelt in drei Themenblöcken die Kriegsgötter des griechisch-römischen Pantheons (108-111), verschiedene Aspekte antiken Kriegsrechts (112-118, mit besonderem Augenmerk auf dem Spezialproblem des *bellum iustum*: 116-118) sowie als eigenständigen, da literarisch und ikonographisch besonders gut belegten Abschnitt den römischen Triumphzug (120-126). Auch hier wird durchwegs deutlich, dass G. vor allem an den formalen Rahmenbedingungen, den geistesgeschichtlichen Folien und der humanistisch-philologischen Verbrämung antiker Kriegsführung gelegen ist. Die Verbindung zwischen der Lebenswirklichkeit vergangener Kulturen, dem gewaltsamen Leben und Sterben ihrer Individuen und der gruppenimmanenten Wirkung ihrer Rituale vermag er auf diese Weise freilich nicht herzustellen. Besonders deutlich wird diese im besten Fall naive, teilweise beinahe zynisch anmutende Haltung dem Leser im Schlusskapitel vor Augen geführt, das unter dem Titel „Der Preis des Krieges“ vor allem ökonomische Auswirkungen von Konflikten, wie etwa Finanzprobleme (128-132) oder Plünderung und Versklavung (133-143), beschreibt. Der größte und schmerzhafteste Preis, den Feldzüge, Schlachten und Belagerungen sowohl ihren Gewinnern als auch Verlierern abverlangen, nämlich die oft ungezählte Masse an Verwundeten, Getöteten, Vergewaltigten und Traumatisierten, wird dabei einfach verschwiegen. Damit erreicht G.s vorgeblich historische Darstellung letzten Endes dieselbe Verzerrung der Realität, die er den Auftraggebern für die propagandistisch geprägten griechischen und römischen Siegesdenkmäler (144-148) zusprechen will, bloß mit dem Unterschied, dass letztere nur allzu gut um die Brutalität des Krieges Bescheid wussten.

Zusammenfassend ist festzuhalten: Aufbau und Gliederung des Buches sowie die Auswahl der als relevant erachteten antiken Textpassagen folgen einem Prinzip der Willkürlichkeit, das den Maßstäben historiographischer Arbeit in keiner Weise entspricht. Die Schuld an diesem heterogenen Gesamteindruck trägt freilich nicht allein der Autor, denn auch durch ein aufmerksames Lektorat hätte sich manches in unauffälliger Weise glätten lassen. Anders als etwa JON E. LENDONS jüngst erschienenenes Werk „Soldiers and Ghosts“<sup>18</sup> vermag es G.s Darstellung in keinem Moment, ein größeres kulturhistorisches Panorama antiker Kriegsführung zu entwickeln. Eine solche synoptische Darstellung bleibt nach wie vor ein Desiderat der deutschsprachigen Militärgeschichte

---

<sup>17</sup> So v. a. M. Junkelmann, Die Legionen des Augustus (1986) bes. 236 ff. 249 ff. ; V. D. Hanson, The Western Way of War. Infantry Battle in Ancient Greece (1989) bes. 54 ff. 117 ff. 152 ff. 160 ff. 210 ff.; V. D. Hanson (Hrsg.), Hoplités. The Classical Greek Battle Experience (1991) bes. 15 ff. 63 ff.

<sup>18</sup> J. E. Lendon, Soldiers and Ghosts. A History of Battle in Classical Antiquity (2005).